Sächsische
5 | 8°
6817
Landesbibl.

SLUB
Wir führen Wissen.

Gräfin von Arnim: Goethe und Fürst Pückler

SOPHIE GRÄFIN VON ARNIM

Goethe
und
Fürst Pückler

1932

VERLAG v. ZAHN & JAENSCH NACHF.
DRESDEN

Copyright 1932 by
v. Zahn & Jaensch Nachf.
Dresden

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Druck von B. G. Teubner, Dresden

1949 I D 102 [Ersatz]
84,25

Ganz Deutschland bereitet sich darauf vor, im nächsten Jahre den Tag würdig zu begehen, an dem vor 100 Jahren Goethe, der Heros der deutschen Geisteswelt, sein irdisches Dasein beschloß.

Auch die Fürst-Pückler-Gesellschaft will sich ihm huldigend nahen und seinem Andenken einen bescheidenen Kranz winden.

Wir wollen daran erinnern, daß Goethe und Pückler Zeitgenossen waren, und sind sicher, im Geiste Pücklers zu handeln, wenn wir ganz kurz die flüchtigen Augenblicke zusammenstellen, in denen die Lebensbahnen dieser beiden Männer sich berührten.

Ein herzlicher Dank sei dem Goethe-und-Schiller-Archiv in Weimar gewidmet. Durch die Vermittlung seines liebenswürdigen Leiters, des Herrn Professor Dr. Max Hecker, erhielten wir die drei, dem Archiv gehörenden Briefe, die wir hier zum Abdruck brachten.

Muskau,

den 5. Januar 1932.

Die Fürst-Pückler-Gesellschaft
i. A.: Sophie Gräfin von Arnim

Herrmann Fürst von Pückler-Muskau trat am 6. September 1826 eine größere Reise an, die ihn auf Jahre der Heimat fernhielt. In dieser Zeit schrieb er in zwangloser Folge geistreiche und amüsante Briefe an seine in Muskau zurückgebliebene Gattin. Diese Briefe wurden später von Pückler zusammengestellt und in Buchform anonym herausgegeben, unter dem Titel „Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich."

Inhaltlich haben diese Briefe einen über ihre Entstehungszeit weit hinausreichenden Wert, den Goethe als erster erkannte.

Der Beginn dieser Reise führt Pückler am 13. September 1826 nach Weimar. Er wünscht bei dieser Gelegenheit Goethe seine Aufwartung zu machen. Ein kurzes Schreiben bereitet den Besuch vor:

Der Fürst von Pückler-Muskau bittet Seiner Excellenz den Herrn Geheimrath von Goethe um die Erlaubniß Ihm persönlich seine hohe Verehrung aussprechen zu dürfen, und fragt an ob 6 Uhr nachmittag eine genehme Stunde für Seine Excellenz ist?

Weimar,
den 15ten September 1826.

Über den Besuch berichtet Pückler noch am selben Abend nach Muskau:

Den 15. Sept. 1826. Diesen Abend stattete ich Goethe meinen Besuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künstlerische Coquetterie arrangirt war. Auch nahm sich der schöne Greis mit seinem Jupiter-

Antlitz gar sittlich darin aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geschwächt, er ist vielleicht weniger lebhaft als sonst, aber desto gleicher und milder, und seine Unterhaltung mehr von erhabner Ruhe als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals, bei aller Grandezza, wohl zuweilen überraschte. Ich freute mich herzlich über seine gute Gesundheit, und äußerte scherzend, wie froh es mich mache, unsren Geister-König immer gleich majestätisch und wohlauf zu finden. „O, Sie sind zu gnädig“, sagte er mit seiner immer noch nicht verwischten süddeutschen Weise, und lächelte norddeutsch, satyrisch dazu, „mir einen solchen Namen zu geben.“ „Nein“, erwiederte ich, wahrlich aus vollem Herzen, „nicht nur König, sondern sogar Despot; denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltsam mit sich fort.“ Er verbeugte sich höflich, und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, sagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und

mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienstlich er es überall finde, den Schönheitssinn zu erwecken, es sey auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und Edle sich mannigfach von selbst entwickle, und gab mir zuletzt sogar, auf meine Bitte, uns dort einmal zu besuchen, einige aufmunternde Hoffnung. Du kannst Dir vorstellen, Liebste, mit welchem Empressement ich dies aufgriff, wenn es gleich nur eine façon de parler seyn mochte. Im ferneren Verlauf des Gesprächs, kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war nicht eben sehr enthusiastisch für den großen Unbekannten eingenommen. „Er zweifle garnicht“, sagte er, „daß er seine Romane schreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinschaftlich gemalt hätten, nämlich, er gäbe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Scenen an, lasse aber die Schüler dann ausführen, und retouchire nur zuletzt.“ Es schien fast, als wäre er der Meinung, daß es garnicht der Mühe werth sey, für einen

Mann von Scotts Eminenz seine Zeit zu so viel fastidieusen Details herzugeben. „Hätte ich“, setzte er hinzu, „mich zu bloßem Gewinnsuchen verstehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und Anderen, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt schicken, über welche die Leute nicht wenig erstaunen, und sich den Kopf über den Autor zerbrechen sollten, aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben.“ Ich äußerte später, daß es wohlthuend für die Deutschen sey zu sehen, wie jetzt unsre Literatur die fremden Nationen gleichsam erobere, „und hierbei“, fuhr ich fort, „wird unser Napoleon kein Waterloo erleben“.

„Gewiß“, erwiederte er, mein etwas fades Compliment überhörend, „ganz abgesehen von unsren eignen Produktionen, stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die anderen Nationen werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich da-

mit das Lernen fast aller Sprachen gewissermaßen ersparen können. Denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Uebersetzungen? die alten Classiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur, hat sie nicht alle der Reichthum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben, als es in anderen Sprachen der Fall ist? Frankreich", fuhr er fort, „hat gar viel seines einstigen Uebergewichtes in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühsten aus dem griechischen und lateinischen leidliche Uebersetzungen lieferte, aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!"

Im politischen Felde schien er nicht viel auf die so beliebten Constitutions-Theorien zu geben. Ich verteidigte mich und meine Meinung indeß ziemlich warm. Er kam hier auf seine Lieblingsidee, die er mehrmals wieder-

holte, nämlich daß Jeder nur darum bekümmert seyn solle, in seiner speciellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in Muskau ja ebenfalls so, setzte er gutmüthig hinzu, unbekümmert was andere Interessen geböten. Ich meinte nun freilich, mit aller Bescheidenheit, daß, so wahr und herrlich dieser Grundsatz sey, ich doch glaube, eine constitutionelle Regierungsform müsse ihn eben erst ins Leben rufen, weil sie offensichtlich in jedem Individuum die Ueberzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigenthum, folglich die freudigste Thatkraft und zugleich damit die zuverlässigste Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem stillen Wirken in eines Jeden Kreise eben eine weit soliedere allgemeine Basis gegeben würde, und führte endlich, vielleicht ungeschickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiederte gleich,

das Beispiel sei nicht zum besten gewählt, denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor, kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privath-Verhältnissen, nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidene Thätigkeit eines Jeden in seinem Kreise. Dies bleibe immer die Hauptsache zum menschlichen Glücke, und sey am leichtesten und einfachsten zu erreichen. Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe fast wie ein Vater von seinem Sohne, was meinem hohen Enthusiasmus für diesen großen Dichter sehr wohl that. Er widersprach unter andern auch der albernen Behauptung, daß Manfred eine Nachbetung seines Faust sey, doch sey es ihm allerdings als etwas Interessantes aufgefallen, sagte er, daß Byron unbewußt sich derselben Maske des Mephistopheles wie er bedient habe, obgleich freilich Byron sie ganz anders spielen lasse. Er bedauerte es sehr, den Lord nie per-

sönlich kennen gelernt zu haben, und tadelte streng, und gewiß mit dem höchsten Rechte, die englische Nation, daß sie ihren großen Landsmann so kleinlich beurtheile, und im Allgemeinen so wenig verstanden habe. Doch hierüber hat sich Goethe genügend und schön öffentlich ausgesprochen, daß ich nichts weiter hinzuzufügen brauche. Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des Faust auf einem Privattheater zu Berlin, mit Musik vom Fürsten Radziwil und lobte den ergreifenden Effect einiger Theile dieser Darstellung. „Nun“, sagte Goethe gravitätisch, „es ist ein eignes Unternehmen, aber alle Ansichten und Versuche sind zu ehren.“

Ich grolle meinem schlechten Gedächtniß, daß ich mich nicht mehr aus unsrer ziemlich belebten Unterhaltung eben erinnern kann. Mit hoher Ehrfurcht und Liebe verließ ich den großen Mann, den dritten im Bunde mit Homer und Shakespeare, dessen Name unsterblich glänzen wird, so lange deutsche Zunge sich erhält, und wäre irgend etwas von

Mephistopheles in mir gewesen, so hätte ich auf der Treppe gewiß auch ausgerufen:

„Es ist doch schön von einem großen Herrn, mit einem armen Teufel so human zu sprechen.“

*

Noch unmittelbarer als in obiger Beschreibung berührt uns der tiefe Eindruck, den Pückler durch seine Zusammenkunft mit Goethe empfängt in dem Brief, den er am folgenden Tage schreibt.

Hochgeehrter Herr Geheime Rath,

Ich bin ganz stolz über die gütige Aufmerksamkeit die Euer Excellenz meinem bescheidnen Würken in Muskau geschenkt haben, würde aber dennoch fürchten, wieder darauf zurückkommend Ihre Nachsicht zu mißbrauchen, wenn ich nicht wüßte daß, wie in Ihren Schriften eine Welt sich abspiegelt und daher Groß und Klein, jeder den Anklang findet bey dem er ausruft: dies ist Dir aus dem Herzen gesprochen, oder das fühl-

test Du unbestimmt, das fehlte Dir, jetzt wird es Dir klar — daß Sie, sage ich, eben so im Leben in jedes, wenn auch geringe, nur treugemeinte Streben einzugehen, es zu würdigen und zu ermuntern lieben.
Auf diese wohlmeinende und herablassende Gesinnung hin wage ich es daher Ihnen verehrtester Herr Geheimerath die beyfolgenden Ansichten des Hermanns Bades zu übersenden, von denen ich wenigstens versichern kann, daß sie nicht geschmeichelt sind. Da ich in der That überzeugt bin daß der Gebrauch des dortigen Moores Euer Excellenz wohlthätig seyn würde, und der bloße Gedanke Sie in Muskau auf einige Zeit zu besitzen mir schon jetzt die höchste Freude gewährt; so lege ich eine Beschreibung des Bades bey, in der ich die etwas gröbliche Correctur der Druckfehler zu entschuldigen bitte. Eine wahre Taktlosigkeit ist es daß ich den Muskauer Bildern auch noch das meinige hinzufüge. Verzeyhen Sie sie meinem Herzen das den Wunsch nicht bezwingen kann, Sie

möchten, zufällig Ihre Blicke darauf werfend, sich hierdurch eher eines Mannes wiedererinnern der seit er Sie kennt mit der tiefsten Ehrfurcht und Liebe Ihnen zugethan ist.

Euer Excellenz innigst ergebener

H. F. Pückler.

Weimar,
den 16ten September 1826.

Pückler setzt dann seine Reise fort über Holland nach England. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrt er nach Muskau zurück und gibt bald sein Buch heraus. Zuerst erscheinen zwei Bände Briefe aus den Jahren 1828—29. Die „Briefe“ erregen größtes Aufsehen, man zerbricht sich den Kopf über den Briefschreiber. Varnhagen von Ense, mit dem Pückler sehr befreundet, erkennt ihn sofort als Verfasser. Varnhagen rät, die Bücher an Goethe zu senden.

Pückler schreibt ihm darüber:

Berlin, den 29. August 1830.

Verehrtester Freund

Ich erschrecke doch ein wenig vor Ihrem Gedanken, jene unbedeutenden Briefe Goethe, der meiner armen Seele in diesem Augenblick wie der unerbittliche Rhadamanth erscheint, vorlegen zu wollen. — Er ist solchen freien Ergießungen des Augenblickes ohne Kunst und ohne Plan nicht günstig, und ich kann mir, wenn er so geringer Erzeugung überhaupt seine Aufmerksamkeit schenkt, sein Urteil schon aus seiner Korrespondenz im voraus wörtlich abschreiben. Ja das geschah bereits in meinem Tagebuch, und hier ist es: „Geistreich und unterhaltend, aber leider leichtsinnig, dilettantisch, mitunter hasenfüßig und phantastisch.“
Viel besser wird es mir nicht gehen, wo noch so gut. — Indessen wer einmal die Schwachheit hatte sich drucken zu lassen, muß sich allem unterwerfen, selbst ein Tadel Goethes

ist noch ehrenvoll, wie man dem lieben Gott auch für die Züchtigung dankt.
Ich versuche noch heut früh Sie zu Hause zu treffen, und bin wie immer

Ihr aufrichtigst ergebener

H. P.

P. S. Ich kenne übrigens den hohen Greis persönlich — und in den noch nicht erschienenen Theilen meiner Briefe ist mehr von ihm die Rede.

*

Der Gedanke dieser Sendung an Goethe beunruhigt Pückler sehr. Zwei Tage später schreibt er an Varnhagen.

P. S. Sie werden finden, daß ich gleich den Damen, nicht ohne Postscriptum schreiben kann — aber eben fällt mir ein, ob es nicht zweckdienlich wäre, wenn Sie bei Übersendung meiner Briefe an Goethe mein gestriges Billet als eine kleine captatio benevolentiae beilegten.

Inzwischen hatte sich Goethe bereits mit dem Buch beschäftigt, wie eine Tagebucheintragung beweist:

Weimar, 22. August 1830.

„Briefe eines Verstorbenen vorgenommen. Ist eigentlich ein wunderliches Werk, aus zwei nicht zusammengehörigen Manuscripten zusammengesetzt. Die briefliche Reisebeschreibung in ihren Einzelheiten höchst schätzenswert, das andere sind sehr freisinnige Aeußerungen, die besonders gegen die Frömmler gerichtet zu sein scheinen. Dem Leser wird durch diese wunderliche Zweiheit ganz verwirrt."

Weimar, 24. August.

„Die Briefe eines Verstorbenen I. Band hinausgelesen. Außer jener fremdartigen Einschaltung nichts weiter Ungeschicktes gefunden."

Am 16. September geht ein beglückter Brief nach Muskau.

„Ich habe eine große Genugthuung in litterarischer Hinsicht für meinen Freund erhalten. Ich schrieb Dir doch, daß Varnhagen die „Briefe eines Verstorbenen“ an Goethe schicken wollte. Denke Dir sein und mein Erstaunen, als er gestern schon von Goethe, der so vornehm auf die neuere Litteratur herabblickt, einen Brief mit einer Rezension des erwähnten Buches erhält, die unter seinem Namen in die Berliner kritischen Blätter eingerückt werden soll, und dazu eine höchst vorteilhafte Rezension. Varnhagen sagte, dies wäre ein Zug aus dem Glückstopf für meinen Freund, und eine so seltne Sache bei Goethe, daß er im höchsten Grade davon überrascht gewesen sei.

Eine hübsche (und so ganz ungesuchte) Ehre ist es allerdings, die erste Rezension vom Olymp her, und eine gute zu bekommen. Diese giebt ohnfehlbar die Richtung in Deutschland.“

Nachfolgend die Besprechung.

BRIEFE EINES VERSTORBENEN.

Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwei Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höheren Stande geboren, wo man sich nicht erst abzumühen braucht, um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmied seines eigenen Glücks zu sein, und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht, von Mißmuth, von verfehltem Unternehmen sich zu erholen, als

zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und fest verbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu sehen hofft. Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf, auch in der nicht besten Gesellschaft, und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage sein selbst mächtig und ist ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt, Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die un-

bequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Weges, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.
Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe, die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltne Erscheinung.
Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste in der größten individuellen Mannigfaltigkeit vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkens-

werth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns ohne ihn überall abstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm wie von einem lieben Reisegefährten nicht trennen eben da, wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erschafft auf einmal durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe eine bisher ungeahnete Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine successive, gleichsam cursive Reisemahlerei als höchst trefflich zu achten sind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch solche langwierige Pilgerschaften begleitet, so führt er uns wieder in bedeutende Gesellschaft. Er

besucht den famosen O'Connell in seiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns nach den bisherigen Schilderungen von diesem wundersamen Manne im Geiste entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zusammenkünften bei, hört den Genannten sprechen, sodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Personen. Auch dergleichen Gastmahle schlägt er nicht aus, wo sich ein- oder der andere der gefeierten Tageshelden zu eignen Gunsten und Ungunsten mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländischen Hauptangelegenheit nimmt er menschlich-billigen Antheil, begreift aber die Zustände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er sich zu heitern Erwartungen sollte hinreißen lassen.

Wenn nun aber auch der menschlichen Gesellschaft mancher Raum in diesen Briefen gegönnt ist, so nimmt doch bei weitem die Beschreibung von Gegenden den größten Theil derselben ein und drängt sich immer wieder

vor. Eigentlich sind es aber keine Beschreibungen, sondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß und sich daran um desto mehr ergötzt, als man, weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur; er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodiert sein Inneres dergestalt, daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Besserungssinn unter der Form einer Ehrensache hervortritt.

Er sagt: Wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen; wie wär' es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, dieß und jenes, was mich oft reut, zu unterlassen? da käm' ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kants kategorischer Imperativ in empirischer Form, gleichnißweise, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder -gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er bescheidet sich, daß dem Menschen über gewisse Dinge keine deutliche Auskunft gegeben sei.

Der äußere Cultus, den man, das Innere zu beschwichtigen, anordnet, ist ihm deutlich. Die römische Kirche wie die anglicanische läßt er bestehen, aber unumwunden spricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er sich zu dem, was man sonst natürliche Religion nannte, was aber in der neuern

Zeit schon wieder sich zu einer andern Ansicht gewendet hat. Der Frömmelei ist er besonders aufsässig, und einige, wie es jedoch fast scheinen will, von fremder Hand eingeschaltete Aufsätze drücken sich sehr stark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen sich selbst, benimmt er sich durchaus, und die Art, wie er sich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt sich seine Person ansehnlich und angenehm, er stellt sich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerksamkeit von Frauen und Mädchen besonders erregt, ist wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber als welterfahrner Mann die kleinen Herzensangelegenheiten mild und schicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er sich denn wohl mancher dämpfender Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger versteht er hie und da verfängliche Geschichten mit

Anmuth und Bescheidenheit, wie es die beste Gesellschaft erträgt, schicklich einzuflechten. Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neuste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher, um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unsrer Meinung gereicht es diesem Werke zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei ersten erscheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epische Wendung nimmt; denn zu jedem, was vorgeht, muß man sich das Vorhergehende denken, welches durch die große Consequenz des Schreibenden, durch sein sichres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu sein.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes, höchst fähiges Individuum, mit

großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren, dem aber bei lebhaftem Unternehmungsgeiste nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn manches mißlungen sein mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch diese wundersam genialisch-zwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, englischen und irländischen Angelegenheiten unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dieß sei genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu

werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung und die von mir dort gesagten Worte nebst den übrigen Reden mit aller der in England üblichen Charlatanerie drei oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von diesem Genre zu geben und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurmdoctor seinen Pillen oder ein Roßkamm seinen Pferden nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre:

‚Sobald man die Ankunft des ... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf dessen Zimmer, um ihn einzuladen, unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren.

Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent folgende Worte“ “ u.s.w. Eben deshalb werden denn auch die zwei ersten nachversprochenen Theile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände für nothwendiges Complement auch der schon an sich anonym höchst interessanten Ueberlieferungen hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen sei.

Goethe.

Welches Interesse Goethe weiterhin an seiner Besprechung nimmt, zeigt eine Stelle in einem Brief Varnhagens an Pückler vom 16. Oktober 1830.

„Goethe schreibt mir unter dem 3. d. wörtlich folgendes: Es war im eigentlichen Sinne des Wortes recht liebenswürdig von Ihnen und der Direktion, daß Sie meine Rezension nach der Ihrigen abdrucken ließen; ich erinnere mich dabei der venetianischen Rechtspflege, wo der eine Advokat die Sache ruhig und gründlich vorträgt, damit man wisse, wovon die Rede sei, der andere aber in lebhafter Peroration das Publikum auf eine leichtere Weise ins Interesse zu ziehen sucht. Verfasser und Verleger können zufrieden sein, denn wer wird dies Buch jetzt nicht lesen?“

Goethes wohlwollende Kritik hat zu dem großen Erfolge des Werkes beigetragen. Er durchschaut die Anonymität des Verfassers,

und seine Bekanntschaft mit Pückler trägt dazu bei, das Urteil über die Persönlichkeit des „Verstorbenen“ so lebendig zu gestalten.

Inzwischen beschäftigt sich Pückler mit der Herausgabe des 3. und 4. Bandes seiner „Briefe“ und schickt sie Varnhagen zur Begutachtung.
Der dritte Band enthält den schon oben wiedergegebenen Besuch bei Goethe. Pückler macht sich große Sorgen, wie Goethe wohl diese Beschreibung aufnehmen würde und verhandelt ziemlich eingehend über diesen Fall mit Varnhagen.

„Der Besuch bei Goethe ist durch die nöthige Moderation oder Moderirung, fürchte ich, sehr leer geworden. Bös könnte Goethe nun doch wohl nur in dieser Hinsicht (nämlich des Unbedeutenden) darüber werden.
Noch eins: wäre es nicht am Ende am besten, Goethe geradezu das, was ihn betrifft zuzuschicken, um das, was ihm doch vielleicht nicht recht wäre, zu streichen oder zu berich-

tigen. Ich möchte doch um alles in der Welt nicht bei ihm anstoßen, und weiß mir wirklich in der Sache nicht recht zu helfen. Vielleicht sind diese Bedenklichkeiten mal à propos, aber Euer Hochwohlgeboren müssen einem angehenden und darauf verlöschenden Schriftsteller etwas zu Gute halten.“

Der eben wiedergegebenen Anregung scheint nicht Folge gegeben worden zu sein. Nach Beendigung der Drucklegung taucht die Sorge um Goethes Urteil wieder auf.

Pückler an Varnhagen:

Dresden, den 2. Dezember 1831.

Ich sende Ihnen, mein verehrtester Freund, die zwei letzten Theile meiner „Briefe“ per Post, und zugleich einen Brief an Goethe, den ich, wenn Sie ihn billigen, aber nur dann, an ihn selbst zu spediren bitte, mit einer kleinen gütigst beizulegenden Notiz, daß das Buch selbst nachfolgen würde. Ich muß es nämlich erst selbst haben und binden lassen,

ehe ich es ihm senden kann, und soll einmal Goethe den Brief bekommen, so ist es wohl wesentlich, daß es gleich geschieht.

Herzlich der Ihrige

H. Pückler.

Am 5. Dezember antwortet Varnhagen:

„Das Schreiben an Goethe find' ich ganz angemessen, und habe ich dasselbe, der Vollmacht gemäß, bereits abgefertigt, von einem eignen Briefe begleitet."

Die Ängste und Sorgen werden durchaus verständlich, wenn man das reichlich phantastische Vorwort zu dem 3. Teil liest, das an Goethes Wohlwollen starke Ansprüche stellt. Es ist ein Gespräch zwischen „Hermann" und seinem verstorbenen „Freunde", dessen Geist er durch ein Medium erscheinen läßt. Zuerst liest „Hermann" dem Verstorbenen Goethes Kritik über seine Briefe vor, worauf der Verstorbene antwortet: Auf Erden wollte mir das Glück nie wohl, Heil aber

sollte mir dennoch von daher, hier im Zwischenreiche widerfahren! Wandelte ich noch irdisch umher, mir würde seyn, wie einem Türken, der, in der Menge verborgen, plötzlich einen Gesandten des Sultans auf sich zukommen sieht, um ihn mit dem Ehrenpelz zu bekleiden, und zum Pascha einiger Roßschweife zu ernennen. Lächle nicht über die scheinbare Eitelkeit dieses Vergleichs, mein guter Hermann; denn es steht mir ja wohl an stolz zu seyn auf Jupiters Lob, und es ist sogar Pflicht, meine eigne Bescheidenheit hier gefangen zu nehmen — denn wäre es nicht anmaßend, mich selbst richtiger schätzen zu wollen als Er?

Ist es mir aber vergönnt, nun auch demutsvolle Worte zu entgegnen, so muß ich vor Allem mein Staunen ausdrücken, wie der achtzigjährige Greis so jugendlich frisch noch in jeden muthwilligen Scherz des Weltkindes, in jede Kinderfreude an der Natur so theilnehmend freundlich einzugehen vermag, und wie hoch er dabei dennoch in seiner Dichter-Glorie über uns schwebt, und alle Zustände

der Menschen, wie Einer der Herz und Nieren prüft, erkennt und schildert, ohne nötig zu haben, sie selbst zu theilen, noch sie aus eigner Erfahrung sich zu abstrahieren. Nicht richtiger hat Rhadamanth als ich in der Unterwelt ankam, mir im Herzen gelesen, und selbst wenn mit wohlwollender Feinheit der gütige Meister andeutet, wie manche heterogene Aufsätze in jenem wunderlichen Buche auch von fremder Hand seyn könnten, so hat er auch darin im Wesentlichen Recht.“

Wir geben nun Pücklers Brief wieder, der hier zum ersten Male gedruckt wird. Man kann deutlich herauslesen, mit welchem aus Liebe und Verehrung entstandenen Bangen um Goethes Urteil er abgefaßt wurde.

Hochwohlgeborner Herr
Hochverehrtester Herr Geheimrath!

Euer Excellenz haben einem Werkchen, dessen Verfasser (obgleich er seine Anonymität für das größere Publikum nicht aufzugeben

gesonnen ist) Ihnen doch nicht mehr unbekannt seyn kann, durch eine eben so milde als an sich liebliche Critik einen Erfolg erschaffen, welchen des Buches eigner Gehalt ihm nie hätte einbringen können.

Nicht ohne Zagen wage ich dem hochverehrten Gönner nun hier beyfolgend die beendete Arbeit gehorsamst zu überreichen. Einige Freunde haben mir überdieß noch die Besorgniß geäußert, daß Euer Excellenz es vielleicht ungern sehen möchten sich selbst darin redend aufgeführt zu finden.

Mir war dies in meiner — wie soll ich sagen — naiven Bewunderung die ich für Sie fühle gar nicht eingefallen. Ich hatte ganz vergessen, daß es noch Irdisches um Sie her giebt, alltägliche Rücksichten, die doch vielleicht der Besorgniß meiner, Euer Excellenz übrigens nicht persönlich kennenden Freunde, einigen Grund geben könnten.

Wäre dies nun wirklich der Fall, so bitte ich Euer Excellenz herzlich, mir zu verzeyhen, wenn im schlimmsten Falle eine kleine Eitel-

keit, die doch auch nur aus meiner unbegränzten Ehrfurcht für Sie entsprungen ist, mich dem Drange folgen ließ, jene Stelle bestehen zu lassen, damit meine Briefe durch einige Züge Ihres hohen Bildes geschmückt blieben. Denn so unbedeutend meine eigne Wahrnehmungsfähigkeit dabey auch erscheinen mag, so sichert ihr doch der Gegenstand ein um so lebhafteres Interesse. Heißt es endlich nicht meiner schon begangnen Indiscretion noch eine neue hinzufügen, so wage ich es um einige Worte der Güte und Beruhigung von Ihrer Hand über diesen Punkt zu bitten, ein wie ich weiß etwas kühnes und selten erhörtes Gesuch, was aber gewiß von Niemand mit unbefangenerer Herzlichkeit und tieferer Verehrung an Sie gerichtet werden mag, als von

Euer Excellenz
dankbarst ergebenen

Herrmann Fürst Pückler-Muskau.

Berlin,
den 4t December 1831.

Diesem, in seiner Bescheidenheit fast rührend wirkenden Briefe wird zuerst keine Antwort. Am 5. Januar 1832 schreibt Pückler an Varnhagen:

„Jovis in Weimar antwortet nicht, hoffentlich ist es nur, weil er es nicht der Mühe wert hält, und nicht, weil er ungehalten ist über die Mücke, die sich unterstanden um sein Licht herumzusummen."

Doch die Sorge ist umsonst. Goethe hat am selben Tage geschrieben und seine Antwort an Varnhagen zur Weiterbeförderung gesandt.

Dazu bemerkt Varnhagen:

Berlin, den 9. Januar 1832.

Ew. Durchlaucht

übersende in der Einlage ein so eben mir zugekommenes mythologisches Blatt, denn unzweifelhaft ist darin einiger Nachhall der uralten Donner zu erlauschen, mit denen König

Jupiter zu spielen pflegte, und seine Freudigkeit halb zürnend, ein Zürnen aber stets in frische Heiterkeit entladend kund gab. Gewiß ein seltenes und köstliches Blatt, das, je länger man es betrachtet um so werthvoller wird, und zu dessen Besitz ich treuen Sinnes Glück wünsche!“

An den Fürsten

Herrmann Ludwig Heinrich

v. Pückler-Muskau

Willkomm

dem

unter die Lebendigen

Wiederkehrenden.

Wenn der edle Scheintodte auf seinen zurückgelegten Reisewegen freudig von mir begleitet ward, so muß der in's Leben zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an seine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den ersten Schritten mich selbst, und, wie man weiß, hat jedes Doppelsehen, von Schielen und Schwindel an bis zum double sight, immer etwas Apprehensives, ja Sinneverwirrendes.
Davon mich wieder herzustellen, so eiligst als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freyen Dank für die mir übersendeten höchst willkommenen Bände desto heiterer anstatten zu können.
Als treusten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend, allerbestens empfohlen zu seyn wünscht

Weimar, J. W. v. Goethe.
den 5. Januar 1832.

Die freudige Dankbarkeit Pücklers nach Empfang dieses wundervollen Schreibens ist groß und kommt beredt zum Ausdruck in dem Dankesbrief, den er an Varnhagen sendet und der diese Schrift beschließen soll:

Berlin, den 9. Januar 1832.

Verehrtester Freund,

Eine größere Freude hätten Euer Hochwohlgeboren mir nicht machen können, als durch die Uebersendung der zwei liebenswürdigen Schreiben, die mir heute morgen zu Theil ward.

Was Sie über Goethes Brief sagen, ist so hübsch und so wahr, daß ich nur bedaure, es ihm nicht selbst antworten zu können. Gewiß ist es schwer, lieblicher zu zürnen, als der freundlich Gewaltige hier thut, und zugleich in so wenig Worten mehr zu sagen.

Ich weiß aber auch den Schatz vollständig zu würdigen.

Ihr herzlich ergebener

H. Pückler.

SOPHIE GRÄFIN VON ARNIM

Goethe
und
Fürst Pückler

VERLAG v. ZAHN & JAENSCH NACHF., DRESDEN

SLUB
Wir führen Wissen.

ZFB Entsäuerung

19. Mai 2003

SLUB
Wir führen Wissen.

Horst Reißig
Dresden A 5
Schäferstraße 46

85

85

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

12. Dez. 1995		
15. Nov. 1997		
26. Nov. 1997		
11 & Dez. 1998		
31. Jan. 1998		

SÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
2 0171467

SLUB Dresden
2 0171467